

Christina Rossi\*

# „Verstand! Ein wenig mehr Gehirne“

## Christoph Martin Wielands

### literarische Reflexionen über Dummheit

DOI: <http://dx.doi.org/10.12775/LC.2023.022>

**Abstract:** Die menschliche Dummheit als Unvermögen und Unwille, sich seines eigenen Verstandes ohne Leitung anderer zu bedienen, bildet als Topos und Textstrategie eine zentrale Konstante im Werk von Christoph Martin Wieland. Die Helden seiner Texte und ihre Verhaltensweisen zeichnet diese, in den Texten auch explizit so bezeichnete, Dummheit in vielen Facetten aus. Mit dieser zu den Idealen und Schreibweisen der aufkommenden Weimarer Klassik gegenläufigen 'Idealisierung ex negativo' richtet Wieland in seinen literarischen Texten als Aufklärer und Wegbereiter der Weimarer Klassik seine Aufmerksamkeit auf gerade die menschlichen Defizite vornehmlich intellektueller, und damit verknüpft auch, moralischer Art. Anhand ausgewählter diskursiver Kontextualisierungen, die im Zusammenhang mit dem Dummheitstopos entfaltet werden, skizziert der Beitrag mit einem Fokus auf das Märchen *Pervonte* (1778) und das Singspiel *Das Urtheil des Midas* (1775) unterschiedliche Formen und Implikationen menschlicher Dummheit. Wieland inszeniert, reflektiert und kommentiert diese in durchaus ambivalenter und flexibel konnotierter Weise.

**Schlüsselwörter:** Dummheit, Christoph Martin Wieland, Spätaufklärung, *Pervonte*, *Das Urteil des Midas*

---

\* Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Technischen Universität Dortmund. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur und Literaturgeschichte des 18./19. und 21. Jahrhunderts.

E-Mail: [christina.rossi@tu-dortmund.de](mailto:christina.rossi@tu-dortmund.de) | ORCID: 0000-0002-2622-9845.

# “Brain! A Little More Brain”

## Christoph Martin Wieland’s Literary Reflections on Stupidity

**Abstract:** Human stupidity as the inability and unwillingness to use one’s own intellect without the guidance of others forms a central constant in Christoph Martin Wieland’s literary texts as a topos and textual strategy. The heroes of his texts and their behaviors are variously characterized by stupidity, which is explicitly called as such in the texts. With this ‘idealization ex negativo’, which contradicts the ideals and writing styles of the emerging Weimar Classicism, Wieland, in his literary texts as an Enlightenment philosopher and pioneer of Weimar Classicism, directs his attention to human deficits of a primarily intellectual and, linked to this, moral nature. On the basis of selected discursive contextualizations that are unfolded in connection with the stupidity topos the article outlines, with a focus on the fairy tale *Pervonte* (1778) and the play *Das Urtheil des Midas* (1775), different forms and implications of human stupidity. Wieland stages, reflects and comments on these in a thoroughly ambivalent and flexibly connoted manner.

**Keywords:** stupidity, Christoph Martin Wieland, Enlightenment, *Pervonte*, *Das Urtheil des Midas*

### 1.

## Dummheit als aufklärerisches Anti-Topos bei Wieland

**D**as Jahrhundert der Aufklärung manifestiert sich in der deutschen Literatur als vernunftgeleitetes Unterfangen der von etwa Moses Mendelssohn (1980: 3) und Friedrich Schiller (1999: 349ff.) auch dezidiert formulierten durch die Kultur vollzogenen ästhetischen Erziehung zu Freiheit und Bildung hin. Das durch Wilhelm von Humboldt um 1800 formulierte Selbstverständnis der von humanistischer Bildung geleiteten und geprägten deutschen Kulturnation propagieren Autoren wie Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe im Übergang zur Weimarer Klassik literarisch hauptsächlich anhand positiv semantisierter Inszenierungen. Ihre topische Kultivierung des Guten im Rahmen der menschlichen Potentiale lenkt den Blick hauptsächlich auf Ideale hin, nicht aber auf deren Gegenbilder, von denen es sich abzugrenzen gilt. Christoph Martin Wielands Protagonisten

hingegen sind faul, selbstverliebt, gierig, unmoralisch, unsensibel, hinterhältig – und oftmals auch dumm. Mit dieser ‘Idealisierung ex negativo’ richtet Wieland in seinen literarischen Texten als Aufklärer und Wegbereiter der Weimarer Klassik seine Aufmerksamkeit auf gerade die menschlichen Defizite vornehmlich intellektueller, und damit verknüpft auch, moralischer Art. Auf diese Weise entwirft er in durchaus didaktischer Absicht vom Kant’schen Leitspruch des ‘sapere aude’ abweichende Figuren und vertieft diese zugleich im Sinne der Anthropologie um 1770, die sich dem Wissen und dem Verstehen der Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele und in diesem Kontext auch grundlegenden Fragen menschlicher Handlungsmotive und Denkmuster verschrieben hat. Die beiden Dimensionen Anthropologie und Aufklärung finden in Wielands Werk im Motiv der Dummheit in beispielloser Weise zusammen. In seinem ab 1774 erstveröffentlichten Roman *Die Abderiten* ist es ein antikes Schildbürgertum, dessen beschränkter Geisteszustand im Lichte aufklärerischer Konzepte verhandelt wird – oder mit den Worten Jan Philipp Reemtsmas: „In allen Büchern der *Geschichte der Abderiten* ist das Thema die Dummheit“ (Reemtsma 2010: 356). Tatsächlich findet sich das Morphem „dumm“ auf nur einer Seite des Romans sogar acht Mal (Wieland 2014: 266), im gesamten Roman rund vierzig Mal. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für viele andere Texte Wielands. Im Roman *Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva* (1764) wird der Protagonist als „nährische[r] Sonderling“ (Schaefer 1996: 74) inszeniert, in dem Kunstmärchen *Pervonte oder Die Wünsche* wird der Umgang der gleichnamigen Hauptfigur mit der eigenen Dummheit zur Schau gestellt. Motivisch bildet hier auch die Figur des Esels, die in den *Abderiten* ein- und in *Pervonte* weitergeführt wird, eine sehr vordergründige Kontextmetapher der Dummheit. In dieser Gestaltung spielt sie ebenso in weiteren Texten Wielands – etwa *Das Urteil des Midas*, *Das Wintermärchen* und das *Dschinnistan*-Märchen *Der Stein der Weisen* – eine Rolle. Und auch in seinen essayistischen Schriften greift Wieland das Thema der Dummheit auf. In *Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller* pointiert er: „Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben“ (Wieland 2020: 133). So profiliert Wieland Dummheit als eine bestimmte Art zu denken – oder eben nicht zu denken – und figuriert diese durchaus auch als eine politische und gesellschaftliche Dimension.

In seinem Werk stellt Wieland offenkundige und vielfältige Bezüge zur Dummheit her. Im Folgenden wird diese in Wielands Schreiben zentrale Dimension näher auf ihre Ausgestaltung als Topos und Idee hin untersucht. Dabei wird auch Aspekten philosophischer und poetologischer Implikationen, Differenzierungen und Dynamiken nachgegangen, um analytische Potentiale der Textbefunde aufzufächern und diese literaturhistorisch zu verorten.

## 2.

# *Pervonte*. Dummheit in Diskursverflechtungen und poetologischen Kontexten

„Der Dümme von allen Dümmlingen“, so schreibt Wieland in der seinem Märchen *Pervonte* vorangestellten Vorrede *Die Wünsche*, scheint „dem Weisen sehr verwandt“ (Wieland 2011: 306). Dieser wünscht aus Dummheit nichts, jener aus Verstand – weil er sich mit seinem Schicksal zufriedengebe. Vom Erzähler des Märchens wird kaum eine Gelegenheit ausgelassen, den Protagonisten als ausgewiesenen Dummkopf darzustellen. Pervonte, ein „Lümmel“, ein „Kauz“, ein „Besenbinder“, ein „Faulthier“, ein „Flegel“ (Wieland 2011: 322f.), ein kurzum hässlicher, fauler und durchweg stupider junger Mann, der noch bei seiner Mutter lebt, baut jedoch anlasslos drei in der Sonne schlafenden Feen im Wald ein Blätterdach, und vollbringt damit naiv eine gute Tat, für die sich die dankbaren Feen später revanchieren. Mit Verweis auf sein „gutes Herz“ versprechen sie ihm ewige Wunscherfüllung: „Verlange was du willst, es soll geschehen“ (Wieland 2011: 313). Diese Situation ist durchaus spannungsgeladen: Pervonte wird rezipientenseitig nach seiner Einführung als veritabler Dummkopf wohl kaum zugetraut, sinnvoll mit dieser Gabe umzugehen – da diese bei je klügerem Handeln ein umso reichhaltigeres Resultat bereithalten kann und also Pervonte implizit zu einem (womöglich aber nur vermeintlich) klugen Handeln aufgefordert ist, um den maximalen Nutzen aus seinen Wünschen zu ziehen. Pervonte, sich dessen in keiner Weise bewusst, zögert nicht lange und wünscht sich sogleich – motiviert durch seine Faulheit –, dass das im Wald gesammelte Holz ihn nach Hause bringe. Sich der Reichweite seiner Gabe nicht im Mindesten bewusst und nicht um dessen Begrenztheit besorgt, geht er weiter – sogar latent gefährlich – gedankenlos mit seinen Wünschen um: Auf dem Weg auf seinem „Steckenpferd“ durch die Stadt, sieht ihn „die schöne Vastola“ (Wieland 2011: 309), Erbprinzessin von Salerno, und macht sich über ihn lustig: „Seht doch den Bärenhäuter, den Vogelschreck! – Sein Pferd ist freylich schlecht, und doch ists noch zu schön für einen solchen Knecht. Das mißgeschafne Thier!“ (Wieland 2011: 314) Pervonte reagiert auf diese Beleidigung spontan und impulsiv, indem er sich wünscht „daß sie auf der Stell mit Zwillingen [...] schwanger gienge, und das von mir!“ (Wieland 2011: 315).

Pervontes Dummheit ist sowohl mit einer gewissen boshaften Impulsivität als auch mit einer gutherzigen, begrenzt-beschränkten Naivität verbunden. Zwischen seine Handlungsimpulse und die Ausführung der Taten sind keine Akte einer sich selbst vernunftgeleitet kontrollierenden Reflexion geschaltet, weder bei seiner guten Tat den Feen gegenüber, noch bei der Reaktion auf Vastolas öffentliche Beschimpfung: Aus Kränkung heraus sinnt er auf Rache. Zugleich geht sein defizitäres kognitives System mit der negativen Attribuierung seines Äußeren einher und rückt diese, nicht zuletzt mittels der Tiervergleiche, semantisch in den Bereich des Hässlichen und Primitiven. Pervontes Figur, sein Inneres im Äußeren gespiegelt, inszeniert jeweils eine Abweichung von der vom Erzähler konstruierten und von Vastola repräsentierten gesellschaftlichen Soll-Norm. Die „individuelle Abweichung einer Person von gesellschaftlich konstruierten körperlichen, mentalen und kognitiven Normalitäten“ (Hirschberg 2022: 95) adressiert wiederum das Konzept von Behinderung nach

dem sogenannten individuellen Modell. Die Quantität, vor allem aber die Qualität der Attribuierungen Pervontes sowie die soziale Ausgrenzung durch die Gesellschaft lassen seine Dummheit tatsächlich wie eine Behinderung erscheinen: Erving Goffman zufolge ist im Bereich der *disability studies* mit der Behinderung gerade die Stigmatisierung in gemischt-sozialen Interaktionen eng verbunden, vor allem dann, wenn sich eine Diskrepanz zwischen „gewohnter, ‚erwartbarer‘ Normalität und wahrgenommenen Anders- bzw. Fremdsein eines Gegenübers“ zeigt (Waldschmidt [&] Schillmeier 2022: 75). Zugleich schließt die Figur Pervontes damit an die Figur des Idioten an, wie sie freilich heute im Rahmen des Forschungsfeldes nicht mehr, jedoch im Zuge der aufklärerischen Anthropologie virulent wird. Damals vorgenommene Definitionen des Idioten – etwa durch Denis Diderot – stellen auf einen „natürliche[n] Mangel in den Organen, die den Verstandesoperationen dienen“ ab, sodass „dessen Zustand in dieser Hinsicht noch beschränkter erscheint als derjenige des Tieres“, mithin der Idiot bereits als solcher geboren werde, da es sich um eine medizinisch erklärbare Entwicklungshemmung des Gehirns handele (Sommer 2010: 12). Die Referenz an den tierähnlichen geistigen Zustand erinnert an die Attribuierungen Pervontes, auch aber an dessen sozial isoliertes Leben – denn etymologisch handelt es sich bei dem Idioten um einen „abgesonderten Menschen, der sich in einem zurückgezogenen Leben von den Regierungsgeschäften“ fernhält (Sommer 2010: 12). Pervontes Geisteszustand wird hier semantisch und diskursiv durch mehrfache Codierungen in die Nähe der Idiotie sowie der *disability* gerückt, aber dennoch von Wieland „nur“ als Dummheit bezeichnet – denn nur als solche ist sie veränderbar, und darauf kommt es dem Text an. Noch fehlt es Pervonte aber an Willen, Möglichkeit und Bewusstsein, gegen die eigene Dummheit anzukommen.

Als Jahre später die Töchter der Vastola im Kindesalter auf einem Fest, das arrangiert ist, um den Vater der Kinder ausfindig zu machen, tatsächlich intuitiv zu Pervonte, ihrem echten Vater laufen, wird Vastola samt ihrer Zwillinge vom Königshaus verstoßen, zusammen mit Pervonte in ein Fass gesteckt und aufs offene Meer geworfen. Im Fass erzählt Pervonte der Vastola von seinem Geschenk von den Feen. Er wisse nicht, ob er die Gabe noch immer besitze, hätte nie „Anlass“ gehabt, das erneut zu testen: „mir stieg es nie zu Kopf das Ding erkundigen zu wollen“ (Wieland 2011: 324). Nicht wissen zu wollen entspricht der Idee der „schlafsüchtige[n] Dummheit“ des Menschen, den Wieland in seinen *Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen* beschreibt: „[...] in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich?“ (Wieland 2020: 159) Ganz in diesem Sinne gibt sich Pervonte als absolut mit sich selbst zufrieden: „An Suppe fehlte’s nie in meiner Mutter Topf und nie zum Topf an Holz; was hätt’ ich wünschen sollen?“ (Wieland 2011: 324). Pervontes „schlafsüchtige Dummheit“ wird hier durch Vastolas Fragen als eine qualifiziert, die durchaus bei entsprechender Reflexionsfähigkeit veränderbar sein könnte.

Pervonte ist als Figur ab dem Moment, in dem er die Wünsche der Feen erhalten hat, ständigem Wandel unterlegen – seine gesamte Welt und er selbst verändern sich nahezu laufend und in existenzieller Weise. Diese Struktur des Wandels und das Faktum der Wandelbarkeit der Welt durch den eigenen Willen werden durch die binnenfiktionale Möglichkeit, Wünsche real werden zu lassen, gespiegelt. Wielands Inszenierung des Humanitätsideals ist zugleich eine der Entwicklung und der Erweckung: Pervonte schützt die schlafenden Feen, weil der Schlaf ihm als ein kostbarer Zustand erscheint. Wieland selbst bezeichnet die Dummheit als schlafähnlichen Zustand, und er bedient sich auch in anderen Texten häufig

der antithetischen Doppelmetapher von „Licht und Finsternis“ (Albrecht 1997: 56). Im eigenen „Schlaf“, mithin im Zustand geistiger Umnachtung, gefangen, kann Pervonte nicht aus eigenen Stücken erwachen. Doch er kann es potentiell. Vastola fordert Pervonte im Anschluss an die zuletzt skizzierte Szene auf, sie mit dem Versuch, die Gabe zu reaktivieren, aus ihrer misslichen Lage zu retten, woraufhin dieser sich ausgenutzt fühlt und empört: „Ich bin ein Alp, ein Schuft, ein dummes Thier, ein Philosoph, hab Eselsohren [...] Zum Wünschen bin ich gut genug!“ (Wieland 2011: 324). Pervonte lässt sich nicht beirren und beharrt, ironischerweise, auf seiner Selbstreflexion und Eigenverantwortung – „Allein, Pervonte hat sein Köpfchen auch, mein Schatz“ (Wieland 2011: 325) und erpresst Vastola: Für einen Kuss würde er sich erneut etwas von den Feen wünschen. Pervonte zeigt hier dennoch erstmals Ansätze strategischen Agierens und lässt sich nicht von Vastolas Schmeichelei blenden.

Vastola küsst Pervonte und darf anschließend einen Wunsch diktieren, den er, wie der Erzähler anmerkt, „ein wenig schwach von Kopfe“ (Wieland 2011: 326), sich wiederholen und vorsprechen lässt, woraufhin er erfüllt wird, und sie von einem wunderschönen Schiff ans Ufer gebracht werden. Beiläufig wird erneut erwähnt, dass Pervonte die genauen Umstände der Wunscherfüllung, deren Machbarkeit und Möglichkeit, gar nicht in Frage stelle, sich aber auf seine Gabe auch nichts einbilde – erneut nimmt Pervonte die Dinge einfach hin, wie sie sind. Vastola wird zum intellektuellen Gegenspieler Pervontes. Sie weist ihn darauf hin, dass er ein Dummkopf sei, weil er die „Gabe [...] schlecht verwalte [...]“, und er sie klug nutzen solle, ehe die Feen sie ihm wieder nähmen (Wieland 2011: 327). Die geistige Emanzipation Pervontes wird zugleich verhindert, indem Vastola fortan das Wünschen übernimmt, und ihn auffordert, ihr einfach immer nachzusprechen. Seine Dummheit, Vastolas Vorschläge permanent unreflektiert zu übernehmen, erreicht hier eine neue Dimension: „Die Urteilskraft überlässt sich dem fremden Urteil und gibt die geborgte Meinung für die eigene aus. Dumm ist dabei nicht die bloße Wiederholung, sondern die Dummheit etabliert bei der Übernahme von Phrase und Gemeinplatz einen bestimmten Stil des Automatismus“ (Wirth 2001: 54).

Vastola schöpft die Feenwünsche so reichhaltig aus wie sie nur kann – und weil sie ja nun an Pervonte gebunden ist, so wünscht sie sich außerdem, dass die Feen ihn verändern sollen. „Verwandeln? Mich? verwandeln? Und warum?“ (Wieland 2011: 330) fragt dieser empört. Anstatt aber Pervontes Dummheit aus der Welt zu schaffen, antwortet Vastola: „Um schön zu seyn“ (Wieland 2011: 330). Dieses Faktum rekurriert auf den anfänglichen ironischen Erzählerkommentar, der anstatt den Namen des Königs zu nennen, in dessen Reich sich die zu erzählende Geschichte zuträgt, wie beiläufig formuliert: „[...] und wie ihr wißt, die Schaale, nicht der Kern – Nein doch! der Kern, und nicht die Schaale, wollt ich sagen, macht Alles aus!“ (Wieland 2011: 307).

Zugleich leitet dieser Schritt auch eine innere Veränderung Pervontes ein. Dieser wendet zwar noch ein: „Ich war mir selber immer recht, so wie ich bin“ (Wieland 2011: 330). Doch er lässt Vastola gewähren, woraufhin diese sich völlig von Sinnen in den nun schönen Pervonte verliebt. Nach acht Tagen, als „Amors Köcher verschossen“ ist, bemerkt Vastola „den Mangel“ seiner Dummheit: „Itzt endlich merckt die Dame, wo es fehlt“ (Wieland 2011: 332). Sie formuliert also einen neuen Wunsch: „Verstand! Ein wenig mehr Gehirne“ (Wieland 2011: 332), und „nichts als Verstand, Verstand um zu verstehen“ (Wieland 2011: 333) Pervonte modifiziert ihren Wunsch nun bezeichnenderweise, denn er setzt bei der



Wiederholung des Wunsches eigenmächtig hinzu: „So gebt mir den Verstand, Verstand, um zu verstehen! Und zwar vom guten; denn es heißt, es sei nicht alles Gold, was gleißt“ (Wieland 1984: 139). Diese Anspielung richtet sich subtil und ironisch gegen Vastola und markiert den Moment der Selbstermächtigung Pervontes.

Sich des eigenen Verstandes zu bedienen – dieses aufklärerische Diktum scheitert in *Pervonte* zunächst an der Grenze desselben und an der nicht möglichen Einsicht in die mangelnden intellektuellen Fähigkeiten. *Pervonte* bietet eine Lösung aus diesem Dilemma, indem der sich stets fremdem Ratschlag unterwerfende Held sich von den Feen mehr (guten) Verstand wünscht – und schlagartig zur Erkenntnis, bezeichnenderweise vor allem seiner selbst, in der Lage ist. Dummheit ist in diesem Text Wielands insofern nicht etwa ein Mangel an Intelligenz, sondern auch ein Mangel am Willen, selbst zu denken, der aber eng mit faktischer Unfähigkeit verbunden ist. Die an sich veränderbare Tatsache eigener Dummheit bedarf doch der äußeren Lenkung und Initiation. Die sich daraus poetologisch ergebende Konsequenz ist wiederum typisch für Wieland, der der Literatur auch immer didaktische Funktionen zuwies.

Der daraufhin endende zweite Teil des dreiteiligen Märchens schließt mit einer Erkenntnis Pervontes, die die erste „mit Verstand“ gewonnene ist. Sie besteht in der Besinnung auf „Begnügsamkeit“ und dem Appell an Vastola, nun – nachdem er von den Feen Verstand erhalten hat – gemeinsam all das, was sie erhalten haben, zu genießen und wertzuschätzen: „Uns liebe, Vastola, und alles um uns her mit unserm Glück erfreuen und beleben, sei unser Los! Was könnten wir noch mehr uns wünschen, oder was die Feen mehr uns geben?“ (Wieland 1984: 140). Klugheit – als Gegenstück der Dummheit – zeigt sich hier also in Mäßigung und Zufriedenheit, in der Einsicht vor allem in die Dimensionen des eigenen Handelns und deren Konsequenzen, zu denen gehört, dass Glück im Inneren, nicht im Äußerem zu finden ist. Gewissermaßen besaß Pervonte diese (Selbst-)Zufriedenheit auch schon im Zustand der Dummheit, jedoch ohne Möglichkeit deren Reflexion und Kontextualisierung.

Vastola, die als Pervontes Gegenfigur bis dato klüger als er erschien, weist der weitere Handlungsverlauf als unmoralisch, maßlos und manipulativ aus. Ihr Streben ist darauf gerichtet, hohen gesellschaftlichen Status zu erlangen und zu (re-)präsentieren. Sie definiert sich über Äußerliches. Pervonte hingegen setzt auf den Rückzug ins Private und Selbstgenügsamkeit. Pervonte erkennt Vastolas Charakter erst verzögert und nur unzureichend, verfällt aber irgendwann in Verzweiflung und bittet die Feen um einen letzten Wunsch: „Nehmt alles wieder hin, was ich von eurer Huld empfangen, und setzt in diesem Augenblick mich in den Stand, worin ich war, zurück, als ich zu wünschen angefangen!“ (Wieland 1984: 161). Die Feen halten diesen Wunsch für seinen bislang besten, und weil er gelernt habe, seinen Verstand so „gehörig zu verwalten“, darf er diesen behalten (Wieland 1984: 162). Die maßlose Vastola wird hingegen mit der Erinnerung daran bestraft, dass sie alles, was sie hatte, aus eigener Schuld verloren hat. Dieser moralische Appell zur Mäßigung, Bescheidenheit und zur Ehrlichkeit, der recht explizit als Lehre am Ende des Märchens steht, löst den Fokus auf die Dummheit (und ihren Gegensatz, den Verstand) umso mehr ab, als Pervonte und Vastola mehr davon haben. So treten zwei verschiedene Dimensionen von Dummheit zu Tage: Es kommt nicht nur darauf an, über Verstand und Geisteskraft zu verfügen, Dummheit also quantitativ zu besitzen, sondern auch darauf, wie sie qualitativ ausgeschöpft wird, nämlich wiederum nicht nur in dem Sinne, das eigene Leben samt

aller Besitztümer und Möglichkeiten egozentrisch-optimal zu verwalten, sondern dies in Entsprechung mit humanistischen, sozialen und moralischen Werten und Grundsätzen zu tun. Die eingangs als Negativbild eingeführte Figur Pervontes entspricht am Ende des Märchens nicht mehr einem Negativbild, das die Aufklärung bekämpfen will, sondern dem Idealkonzept des aufgeklärten Menschen, der Humanitätsideal, Geist und Moral vereint und durch Veränderung seiner selbst zum Besseren gelangt, letztlich aus der Dunkelheit ans Licht.

Insbesondere dieses bislang vergleichsweise wenig rezipierte Märchen Wielands formuliert zugleich in poetologischer Weise eine Replik auf Gottscheds – selbst auf Dummheit verweisende – Kritik am Märchen. Wieland verfasste seine Kunstmärchen in Reaktion auf den in Frankreich – das Französische galt als mitteleuropäische Leitkultur, und zwar auch in der Literatur (Korte 2015: 11f.) – in den 1760er Jahren aufkommenden Märchen-Boom, und so diente auch das *Cabinet de Fées*, das zwischen 1785 und 1789 in 41 Bänden vorlag, als seine wichtigste literarische Quelle (Schaefer 1996: 147, 150). Das Genre des Feenmärchens, das Wieland bereits mit vorhergehenden Märchen realisiert, ist zugleich Zielscheibe von Gottscheds harscher Kritik: „Die CONTES DE FÉES dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen, und witzarmer Stutzer [...]. Ein heutiger Poet hat also große Ursache in dergleichen Wunderdingen sparsam zu seyn“ (Gottsched 1973: V, §16). Gottsched bringt das Genre explizit mit Dummheit in Verbindung – der „witzarme Stutzer“ verfügt weder über Geist noch über Weitblick – wird als Leser imaginiert, das Feenmärchen aus dem anspruchsvollen literarischen Diskurs ausgeschlossen. Wieland hingegen begreift in seiner Vorrede zu seiner Märchensammlung *Dschinnistan* diese Gattung, gleichsam als explizite Gegenposition zu Gottsched, als „Lehrtart sokratischer Weisheit“ (Nowitzki 2008: 211). Für Wielands Konzept der ästhetischen Erziehung als Grundanliegen aller künstlerischer Bemühung“ (Albrecht 1985: 228ff.) ist gerade die im Märchen realisierte Vereinigung von Phantasie und Vernunft die anthropologische Grundlage aller aufklärerischer Überzeugung, da alles Wunderbare trotz der Fortschritte in Philosophie und Aufklärung „in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher“ fänden (Wieland 1781).

Wieland lag als Schriftsteller daran, nicht nur die geistigen Vermögen seiner Leser zu stärken, sondern „Denk- und Empfindungsvermögen gleichermaßen zu entwickeln, d. h. ein ausgewogenes Verhältnis zwischen ‘Kopf’ und ‘Herz’ zu schaffen“ (Albrecht 1997: 32). Die Feen bilden im Märchen im Übrigen eine jenseits von Logik und Gesellschaft stehende Instanz, die am Ende erneut auftritt, als Pervonte seinen letzten Wunsch äußert und seine Gabe zurückgibt. Sie loben ihn für seine Entwicklung und die am Ende der Handlungskette stehende klügste Entscheidung, die er trifft. Es ist hier ganz explizit nicht die breite Masse der Gesellschaft, der die Rolle zukommt, zu urteilen und Wahrheiten zu kennen und auszusprechen, die mithin normativ, wenngleich normierend fungiert, sondern es sind die Feen – und damit Figuren, die jenseits der Menschenwelt und insbesondere abseits der Norm und der Mehrheit der Gesellschaft stehen, und die zugleich ohne Orientierung an Maßstäben und jenseits von Nützlichkeit, Rationalität, Logik oder ähnlichem handeln und existieren.



### 3.

## *Das Urtheil des Midas. Vom Mangel an Urteilskraft, Überlegenheit qua Ironie und dem Glück des Dummen*

In auffälliger Weise werden in Wielands Texten immer wieder neben Fragen des „richtigen“ bzw. „guten“ Handelns auch Fragen des „richtigen“ bzw. „guten“ Urteilens und Bewertens diskutiert. Dabei spielt als Topos sogar ganz explizit der zu beurteilende juristisch relevante Rechtsstreit wiederkehrend eine Rolle. Vor allem der Stoff des Prinzipienstreits erweist sich in den *Abderiten* und im *Urtheil des Midas* (1775) als Bühne eben nicht einer gerechten und respektierten Gerichtsbarkeit, sondern einer der aufgeklärten und kognitiv potenten menschlichen Urteilskraft nicht fähigen Form von Dummheit.

Im *Urteil des Midas* sprechen Thalia und ein Faun über den anstehenden Wettstreit im Singen zwischen Pan und dem Musengott, über den Midas als Richter entscheiden soll. Während Thalia die Qualitäten des Midas herabwürdigt, ist der Faun überzeugt von diesen: „Es ist kein bloßer Dilettant“, und fügt hinzu: „Er hat Verstand!“ (Wieland 2009: 14). Thalia rekurriert auf diese Eigenschaft, wenn sie kurz darauf den Satz des Fauns über Midas – „Und [er] spricht von allem“ – mit den Worten „wie nicht klug“ ergänzt (Wieland 2009: 15). Thalia bedient sich im weiteren dialogischen Gespräch mit dem Faun des rhetorischen Mittels der Ironie, um die künstlerischen und geistigen Qualitäten des Midas abzuwerten. Zugleich baut der Disput Spannung bezüglich der Frage auf, wer im Recht ist über die Fähigkeit des Midas, ein gerechtes Urteil zu sprechen – damit befinden sie sich selbst in einem Wettstreit und mitten in der Urteilspraktik, und nicht nur erst Midas.

Für das Recht ist die Objektivität der Perspektive auf einen Konflikt zentral. Diese bewältigt die Herausforderung, sich nicht eine der beiden opponierenden Sichtweisen anzueignen, sondern einen übergeordneten Standpunkt einzunehmen und qua intellektueller Kraft im Idealfall wertfreie Reflexionen der widerstreitenden Interessen und Argumente zu entfalten. In *Don Sylvio* thematisiert Wieland dieses Phänomen insofern, als er in einem Erzählerkommentar zum Text ergänzt, dass die Empfindungen und der Glaube an sein eigenes Gefühl dem Menschen das Sicherste sind, sofern er sich allerdings des Unterschiedes zwischen Empfindungen und Einbildungen bewusst sei (Wieland 1997: 375). Im *Urteil des Midas* sind es anfänglich tatsächlich zuwiderlaufende Sichtweisen auf eine Figur – Midas –, und darauf basierend Überzeugungen, die jeweils Überlegenheit implizieren. Thalia kommentiert die des Pans mit der eigenen: „Wie glücklich ist ein Faun, / Der stets sich selbst gefällt, den keine Zweifel plagen, / Der urtheilt, wie man Kegel schiebt, / Und Unsinn spricht soviel als ihm beliebt“ (Wieland 1776: 16). In ihrer Herablassung wird sie selbst spöttisch, während sie genau dies dem Faun attestiert: „Reckt hoch empor, / Sein langes Ohr, / Und spottet der kleineren Ohren“ (Wieland 1776: 16).

Mit dieser Inszenierung maximaler Selbstsicherheit thematisiert Wieland die Dummheit in einer neuen Spielart. Denn, so führt Uwe Wirth aus, „indem man nicht nur unerschütterlich an die Unfehlbarkeit der eigenen Hypothesen glaubt, sondern sie auch noch als

unfehlbare Behauptungen formuliert“, realisiere man die „gravierendste Form von Dummheit“, die in der Weigerung bestehe, einen möglichen Widerspruch in Betracht zu ziehen“ (Wirth 2001: 51). Schlimmer noch kommt es, als der als klug präsentierte Midas die Bühne betritt und sich von der gleichen „gravierenden“ Form von Dummheit bemächtigt zeigt: „[...] genug, ich weiß / Schon was ich weiß [...]“, woraufhin er einen Witz macht, lacht und „sich die Miene [gibt], was sehr sinnreiches gesagt zu haben“ (Wieland 1776: 18). Dieser Kommentar persifliert die zuvor durch Midas angekündigte Fülle an (ausreichend viel und qualitativ geistreichem) Wissen. Hier wird zugleich eine Form der „höhere[n] Dummheit“ der Hybris präsentiert (Wirth 2001: 57), die sich gegen die in Pervonte inszenierte „ehrliche Dummheit“ (Wirth 2001: 57) der Natur stellen lässt.

Midas entscheidet anschließend, und seine Entscheidung ist eine offensichtlich voringenommene, die auf der Übermacht seiner sinnlichen und emotionalen Empfindung beruht. Der künstlerische Gegenstand des Urteils, so könnte man einwenden, nämlich die Frage, wer besser singen kann, macht eine an verstandesmäßigen Argumenten ausgerichtete Entscheidung unmöglich. Der Disput zwischen Thalia und dem Faun thematisiert insofern auch Midas' Kompetenz, die auf dessen eigene künstlerische Qualitäten sowie seine Geisteskraft generell verweist. So stellt der Text nicht nur den fehlgeleiteten Prozess des Urteilens dar, sondern auch die Frage nach dem richtigen Urteilsmaßstab – und damit auch die Existenz eines solchen.

Midas werden von dem unterlegenen Apollo große Eselsohren gezaubert, zunächst wird er aber noch als „weislich“ und „gelehrt“ (Wieland 1776: 23) bezeichnet – in mithin höchst ironischer Weise, wie das uneigentliche Sprechen und Handeln offenbaren. Zugleich wird das negative Sprechen über Dummheit durch die Ironisierung aus einer scheinbar überlegenen Position vollzogen. Gottsched bezeichnet die Ironie in seiner *Redekunst* als „Spötere“ und als „Verspottung“ (Gottsched 1975: 310), und so erscheint sie auch hier. Für ihn ist sie aber zugleich eine „verblümete Redensart“, weil die „Wörter neue Bedeutungen bekommen“ (Gottsched 1975: 310). Die Ironie als Trope der Rhetorik setzt tatsächlich ein Bewusstsein für Sprachkonventionen voraus und spielt mit Bedeutungszuweisung, die abweichend vorgenommen wird – abweichend von dem tatsächlich Gemeinten, abweichend von dem tatsächlich Intendierten, oder in anderer Weise abweichend – etwa mit Gottsched gesprochen „indem man in der Ironie gerade das Gegenteil von dem sagt, was man denkt“ (Gottsched 1975: 310). Der Zuhörer muss es aber „aus den Umständen schon wissen; oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeinet ist“ (Gottsched 1975: 310). Genau dies kann Midas nicht. Diese Unfähigkeit erscheint als (weiterer) Ausweis mangelnder kognitiver und intellektueller Potenz, oder anders gesagt: von Dummheit.

Kant definiert den Dummen in seiner Kritik der reinen Vernunft als einen „stumpfe[n] oder eingeschränkte[n] Kopf, dem es an nichts als an gehörigem Grade des Verstehens [...] mangelt“ (Kant 1919: 167). An anderer Stelle fasst Kant in seinen Schriften zur Anthropologie Dummheit als „Mangel an Urteilskraft ohne Witz“ (Wirth 2001: 46f.). Der Witz – hier vielmehr als Geist zu verstehen – eröffne nun nämlich die Analogiebildung und damit neue Möglichkeiten des Verstehens. Auf genau solche setzt Wieland mit seinem ironischen Duktus. „Die Dummheit ist insofern also eine Mangelercheinung, die die beiden zentralen Aspekte unseres Vermögens, ‘angemessen zu verstehen’ und ‘anders zu verstehen’, betrifft“ (Wirth 2001: 46) Dummheit wird so als „methodisches Problem“ (Wirth 2001: 46) ausgewiesen, indem das Nicht-Verstehen von Ironie suggeriert, diejenigen (abstrakten)

Leser (Schmid 2008: 67f.) von der Lektüre auszuschließen, die „zu dumm“ wären, sie zu verstehen, weil sie eine verstandesmäßige Operation voraussetze. Grundsätzlich – aber keineswegs pauschal – ist Ironie bei Wieland in besonderer Weise mit der Inszenierung von Dummheit verbunden, an der der Ironie verstehende Leser aus einer der Figur des Midas dadurch überlegenen Position teilhaben kann. Indem auch der Erzähler sich ironisch äußert, sich mithin überlegen gibt, potenziert sich der Eindruck des dummen und durch seine Dummheit auch unterlegenen Midas um ein Vielfaches. Midas wird zuletzt von allen Figuren verlacht und mehrfach ironisch als „weiser Midas“ (Wieland 1776: 25) bezeichnet. Die Figuren können sich ihrerseits nicht sicher sein, keinem „Irrtum“ bezüglich ihrer eigenen Dummheit zu unterliegen – wie übrigens auch die Leser. So ist die durch Ironie bewirkte Komik für Wieland ein maßgebliches erzählerisches Element in Hinblick auf leserseitige Lernprozesse, da Bücher, in denen „die Wahrheit mit Lachen gesagt“ wird, „mit desto besserem Erfolg unterrichten [...], da sie bloß zu belustigen“ scheinen, so der Autor selbst (Wieland 1794 ff.: 9f).

Der Kampf gegen die „Dummheit, Schwärmerey und Schelmerey“ (Wieland 1794 ff.: 9f) ist zugleich ein grundlegendes Anliegen Wielands als Schriftsteller. Auch im Roman *Die Abderiten* verbindet er ironisches Sprechen mit dem Topos der „menschlichen Dummheit“ und mit erzieherischen Absichten (Korte 2015: 27). In den *Abderiten* etwa führt ein Mangel an Selbstkritik und Selbstreflexion dazu, dass die Bürger der Stadt Abdera ihren Verstand „immer falsch anwenden. Bei aller Selbstüberzeugtheit und Dummheit [...] werden [sie] sogar liebenswert töricht“ (Schoeller 2015: 166). „Das abderitische Staatswesen gerät über einen Prozess um den Schatten eines Esels in Gefahr“ (Schoeller 2015: 167), wobei die streitenden Parteien sich mit „Esel“ und „Schatten“ – bemerkenswerterweise abstrahierbar als Gegenpole der Aufklärung – betiteln. Die Inszenierung des Austauschs der Argumente verführt leserseitig dazu, „sich selbst eine Meinung zu bilden und mitzustreiten“ (Kaul 2010: 42). Damit wird nun eigentlich das Anliegen der Aufklärung bewirkt, denn in dem konkreten Fall wäre es „vernünftiger“ und „klüger“, den Streit auf sich bewenden zu lassen und nicht das „Paradigma der Dummheit“ zu realisieren, nämlich um jeden Preis Gerechtigkeit herstellen zu wollen, koste es, was es wolle (Kaul 2010: 41).

Wieland kritisiert, um in diesem Sinne ein Fazit anzuschließen, menschliche Dummheit facettenreich und im Spannungsfeld verschiedenster diskursiver Zugriffe, dabei immer auf eine den Leser einbeziehende Weise, weil er dessen „Klugheit und Besonnenheit [...] performativ auf die Probe“ stellt (Kaul 2010: 42). Als Topos realisiert und tangiert sie die zentralen Anliegen Wielands als Dichter und ermöglicht ihm, Dummheit in vielschichtiger und interdiskursiver Weise zu beleuchten, zu diskutieren und zu reflektieren. In seinen Märchen konzipiert Wieland die Idee individueller Dummheit in Form auch des Unwillens, und eben nicht nur der Unfähigkeit, sich im Sinne Kants, seines eigenen Verstandes ohne Leitung anderer zu bedienen. Wie auch in *Pervonte*, so wird in der *Geschichte der Abderiten* aber durchaus differenziert mit (eigener) Dummheit umgegangen, indem deren Vorzüge bewusst (und weitgehend unironisch) reflektiert werden. Hier heißt es etwa: „Ich war dumm, aber ach! Ohne an den Seligkeiten der Dummheit Theil zu haben, ohne einen einzigen Gran von dieser stolzen Zufriedenheit mit sich selbst, dieser unerschütterlichen Überzeugung, welche gewisse Leute versichert, daß alles, was sie denken, sagen, träumen und im Schlaf reden, wahr, witzig, weise und in Marmor gegraben zu werden würdig sey – einer Überzeugung, die [...] zum glücklichsten aller Menschen macht“ (Wieland 2014:

266) Durch die Anschauung des Erzählers, dass Dummheit mit mehr Lebenszufriedenheit und Selbstsicherheit einhergehen kann, wird diese als eine ambivalente Eigenschaft semantisiert, die individuell durchaus positive Effekte hat. Dummheit in Gestalt von Unwissenheit wird von Wieland als „Garant für Glück und zugleich als ein Selbstschutzmechanismus verstanden, denn ein Übermaß an Wissen, an Reflexion, führt zu einer Entfremdung von der Natur“ (Roselli 2010: 427). Schließlich ist Dummheit für Wieland nichts zwingend Festgefühtes, sondern etwas, das man abstellen kann – und hierin stimmt er wiederum mit Kant überein, der nach seiner Charakterisierung des „stumpfe[n] Kopf[es]“ anfügt, dieser sei „durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit auszurüsten“ (Kant 1919: 167). Dies traut Wieland seinen Lesern offenkundig zu – seinen Helden nicht immer.

## Bibliographie

- Albrecht, Wolfgang 1985. „Die milde Humanität des Priesters der Musen – Zu Wielands Dichtungsverständnis nach 1780“. In: Thomas Höhle (hrsg.). *Wieland-Kolloquium Halberstadt 1983. Kongress- und Tagungsberichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*. Halle: Martin-Luther-Universität.
- 1997. „Christoph Martin Wieland – Priester der Musen im Dienst milder Humanität und Aufklärung“. In: Wolfgang Albrecht (hrsg.). *Das Angenehme und das Nützliche. Fallstudien zur literarischen Spätaufklärung in Deutschland*. Tübingen: Niemeyer.
- Gottsched, Johann Christoph 1973. *Ausgewählte Werke*. Bd. 6.1. *Versuch einer Critischen Dichtkunst. Erster, allgemeiner Theil*. Joachim Birke [&] Brigitte Birke (hrsg.). Berlin–New York: De Gruyter.
- 1975. *Ausgewählte Werke*. Bd. 7.1. *Ausführliche Redekunst. Allgemeiner Theil* Phillip M. Mitchell (hrsg.). Berlin–New York: De Gruyter.
- Hirschberg, Marianne 2022. „Modelle von Behinderung in den Disability Studies“. In: Anne Waldschmidt (hrsg.). *Handbuch Disability Studies*. Wiesbaden: Springer.
- Kant, Immanuel 1919. *Kritik der reinen Vernunft*. Berlin–Leipzig: De Gruyter.
- Kaul, Susanne 2010. „Schattenrecht. Zu Wielands abderitischem Eselsprozess“. *PhiN. Philologie im Netz* 51/2010: 41–53.
- Korte, Hermann 2015. „Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert“. In: Hermann Korte (hrsg.). *Kindler Kompakt. Deutsche Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler.
- Mendelssohn, Moses 1980. „Über die Frage: was heißt aufklären?“. In: Ehrhard Bahr (hrsg.). *Was ist Aufklärung?* Stuttgart: Reclam.
- Nowitzki, Hans-Peter 2008. „Märchen“. In: Jutta Heinz (hrsg.). *Wieland Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Reemtsma, Jan Philipp 2010. „Wielands letztes Werk“. In: Walter Erhart [&] Lothar van Laak (hrsg.). *Wissen – Erzählen – Tradition. Wielands Spätwerk*. Berlin–New York: De Gruyter.
- Roselli, Antonio 2010. „Zur Interdependenz von Wissen und Nichtwissen. Anthropologie und Aufklärungskritik bei Christoph Martin Wieland“. In: Hans Adler [&] Rainer Godel (hrsg.). *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*. München: Fink.
- Schaefer, Klaus 1996. *Christoph Martin Wieland*. Stuttgart: Metzler.
- Schiller, Friedrich 1999. „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“. In: Friedrich Schiller. *Theoretische Schriften*. Köln: Könemann.
- Schmid, Wolf 2008. *Elemente der Narratologie*. Berlin: De Gruyter.

- Schoeller, Wilfried F. 2015. „Die Abderiten. Eine sehr wahrscheinliche Geschichte von Herrn Hofrath Wieland“. In: Hermann Korte (hrsg.). *Kindler Kompakt. Deutsche Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler.
- Sommer, Andreas Urs 2010. „Kurze Geistesgeschichte des Idioten“. *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Heft IV/2: 5–19.
- Waldschmidt, Anne [&] Michael Schillmeier 2022. „Theorieansätze in den Disability Studies“. In: Anne Waldschmidt (hrsg.). *Handbuch Disability Studies*. Wiesbaden: Springer.
- Wieland, Christoph Martin 1781. *Über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben*. Online: <https://www.projekt-gutenberg.org/wieland/geister/geister.html> [29.11.2022].
- 1794ff. *Sämmtliche Werke*. Bd. 12. Leipzig: Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- 1795. „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen“. In: *Sämmtliche Werke*. Bd. 10. Leipzig: Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- 1984. „Pervonte“. In: *Wielands Werke in Vier Bänden*. Bd. 3. Berlin-Weimar: Aufbau-Verlag.
- 1997. „Fragmente von Beiträgen zum Gebrauch derer, die sie brauchen können oder wollen“. In: *Von der Freiheit der Literatur*. Bd. 1. Wolfgang Albrecht (hrsg.). Frankfurt a.M.: Insel.
- 2009. „Das Urteil des Midas“. In: *Wielands Werke. Oßmannstedter Ausgabe*. Bd. 12.1. Klaus Manger [&] Jan Philipp Reemtsma (hrsg.). Berlin: De Gruyter.
- 2011. „Pervonte“. In: *Wielands Werke. Oßmannstedter Ausgabe*. Bd. 14.1. Klaus Manger [&] Jan Philipp Reemtsma (hrsg.). Berlin: De Gruyter.
- 2014. „Geschichte der Abderiten“. In: *Wielands Werke. Oßmannstedter Ausgabe*. Bd. 16.1. Klaus Manger [&] Jan Philipp Reemtsma (hrsg.). Berlin: De Gruyter.
- 2020. „Über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller“. In: *Vermischte Aufsätze*. Berlin–Boston: De Gruyter.
- Wirth, Uwe 2011. „Diskursive Dummheit“. In: Jürgen Wertheimer [&] Peter V. Zima (hrsg.). *Strategien der Verdummung*. München: Beck.